

*Eine Jugend
hinter Stacheldraht*



Eine Jugend hinter Stacheldraht

Die Drucklegung dieses Werkes
wurde großzügig gefördert durch

Schwing GmbH, Herne,
Stadtwerke Herne AG,
Tony Withnall, Burton-on-Trent, England.

3. Auflage 2010

© 2002 Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG, Münster

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54 Abs. 2 UrhG werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Gesamtherstellung: Aschendorff Druck und Dienstleistungen GmbH & Co. KG,
Druckhaus Münster, 2010

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier ∞
ISBN 978-3-402-05269-3

Inhalt

Vorwort

7

Meine letzten Kriegstage

9

Der Marsch in die Gefangenschaft

23

Czestochowa

38

Dembica

49

Przemysl

52

Kiev

62

Providanka

105

Mariupol

137

Nachwort

395

Erklärungen

399

Für



(„Gandhi“)

Vorwort

Mein Buch widme ich vier Menschen, die in der schweren Zeit der sowjetischen Kriegsgefangenschaft und vor allen Dingen in den letzten zwei Jahren in Makievka und Mariupol großen Einfluss auf die Entwicklung meiner Persönlichkeit genommen haben.

Dies ist zum einen mein Freund *Walter Zwiener*, mit dem ich schon vom ersten Tage an bei der Heimatflak als Luftwaffenhelfer zusammen war. Er hat mich auf dem langen, schweren Marsch nach Kiev nie im Stich gelassen, wenn ich glaubte, diese unmenschlichen Belastungen nicht mehr ertragen zu können. Er hat mir immer wieder neue Lebensgeister eingebläht, wenn ich keinen Lebensmut mehr aufbrachte. Er hat bewiesen, was Kameradschaft wirklich bedeutet, obwohl er selbst verwundet war. Heute lebt Walter mit seiner Familie in Ludwigsburg.

Zum anderen ist es mein väterlicher Freund *Max Schick* aus Düsseldorf, der leider inzwischen verstorben ist. Max hat in seiner ihm ureigenen Weise mich wie einen Sohn geführt, geprägt und geliebt, so wie es ein Vater nicht besser vermag. Ich danke Max für seine selbstlose Fürsorge.

Der Dritte ist *Max Soukop* aus Bayern, Lagerkommandant in den letzten beiden Lagern, Bergbaulager 7471/5 in Makievka und Stahlwerklager 7280/1 in Mariupol. Durch Geschick und unermüdliche Beharrlichkeit gegenüber seinen sowjetischen Vorgesetzten hat Max es verstanden, das Leben der Gefangenen inner- und außerhalb der Lager so erträglich wie nur irgendmöglich zu machen; für die Sorgen und Nöte seiner Landser hatte er immer ein offenes Ohr.

Wladimir Stepanowitsch, der „Lagervater“, der die Sorgen seiner *Plenis* stets zu seinen eigenen machte, hat es gemeinsam mit Max geschafft, aus einem Kriegsgefangenenlager eine Oase der Menschlichkeit werden zu lassen. Unser Geburtstagsgeschenk zu Wladimirs sechzigstem Geburtstag, kurz vor unserer Heimfahrt, war nur ein bescheidenes Dankeschön. Niemand, der ihn erlebt hat, wird ihn jemals vergessen können.

Warum schreibe ich dieses Buch? Gleich nach meiner Entlassung aus der Gefangenschaft habe ich stichwortartig ein etwa zwanzig Seiten starkes Manuskript aufgeschrieben, um die wichtigsten Stationen meiner Gefangenschaft festzuhalten. Im Nachlass meiner Mutter fand ich vor zwanzig Jahren zweiundzwanzig Briefe und dreiunddreißig Postkarten, die ich aus der Gefangenschaft geschrieben hatte.

In der Zeit des Kalten Krieges, in der ich mich persönlich sehr für die Verständigung zwischen den Menschen in Deutschland und den Völkern der damaligen Sowjetunion engagiert habe, wurde mir ein Buch eines ehemaligen deutschen Kriegsgefangenen anonym in die Hände gespielt. Darin schilderte der Autor seine Erlebnisse in den einzelnen Kriegsgefangenenlagern so unwahrscheinlich negativ, wie man sie schlimmer nicht beschreiben kann. Jedes weibliche Wesen war ein grässliches Flintenweib, Lagerverwaltung und Bewacher waren nur blutrünstige Deutschenhasser, die Verpflegung hätten wohl selbst Tiere nicht angertührt. Darauf musste ich eine Antwort geben, zumal Zeit und Raum einander ähnlich und somit gut vergleichbar waren.

Ich bin sicher, dass bei der großen Zahl der Gefangenenlager in vielen schlimme, in einigen auch unmenschliche Verhältnisse geherrscht haben, es gab aber auch diese Oasen der Menschlichkeit, wie ich sie zumindest in den letzten beiden Jahren meiner Gefangenschaft erlebt habe.

Deshalb ist dieses Buch unter anderem auch unserem russischen Lagerkommandanten Wladimir Stepanowitsch gewidmet; gleichsam stellvertretend für alle, die mit Mut und Zivilcourage, trotz aller Schwierigkeiten, menschliche Begegnungen gesucht und ermöglicht haben.

Ich möchte mit diesem Buch um Verständnis werben und zur Verständigung beitragen. Zwischen den Völkern sind gute Beziehungen möglich, auch wenn man sich jahrelang unversöhnlich als Feinde gegenüber gestanden hat!

Willy Birkemeyer

Meine letzten Kriegstage

5. Januar 1945

Liebe Mutter,

nun werden wir doch noch zur Deckung unseres Rückzuges westwärts eingesetzt. Vor ein paar Tagen sind wir von der SS-Division Hitler-Jugend übernommen worden. Ich kann Dir kaum beschreiben, wie stolz ich bin, endlich den richtigen grauen Rock tragen zu dürfen.

So begann mein letzter Brief an meine Mutter, ehe ich den langen Marsch in die russische Gefangenschaft machen musste. Während des Weihnachtsurlaubes hatten meine Eltern versucht, mich zu überreden, nicht wieder zur Einheit zurückzukehren. Der Krieg sei verloren und bald aus. Sogar ein Versteck hatten sie schon vorbereitet. Von meinem Bruder, der bei der SS-Division Wicking an der Ostfront war, hatten sie schon einige Monate nichts mehr gehört. Zu Neujahr 1945 hatte ich in einem Brief an meine Eltern geschrieben:

Ein Jahr größter Rückschläge aber auch größter Standhaftigkeit liegt hinter uns, ebenso wie persönliche Erfolge, denn unsere Flakbatterie hatte großen Anteil daran, daß mehrere Luftangriffe auf Breslau abgewehrt und den feindlichen Fliegern große Verluste zugefügt werden konnten. Allein unserer Batterie wurden 23 Abschüsse feindlicher Bombenflugzeuge zugerechnet. Jede Granate habe ich mit einem Stoßgebet in das Rohr des 8,8-Flakgeschützes geschoben, damit sie auch ja ein feindliches Flugzeug trifft. Ich bin sicher und felsenfest davon überzeugt, daß dieses denkwürdige Jahr 1945 uns den Sieg bringen wird. Meine ganze Kraft werde ich dem deutschen Volke widmen und nur für eine bessere Zukunft unserer Generation kämpfen.

Den Abschluß unserer Sylvesterfeier in unserem Unterstand bildete die Rede unseres heißgeliebten Führers, die über alle Radiosender übertragen wurde. Seine unerschütterlichen und siegeszuversichtlichen Worte haben uns innerlich aufgerichtet und gestärkt, damit wir die Kraft haben, den Feind in den vor uns stehenden schweren Monaten vernichtend zu schlagen. Ihr habt diese Rede Euch sicher auch nicht entgehen lassen. Ich bin sicher, daß auch Ihr Euch dem Bann des Führers nicht entziehen konntet und neue Kraft geschöpft habt. Um diesen einmaligen Abend gut ausklingen zu lassen, habe ich noch lange mit meinen Kameraden zusammengesessen und uns über unsere Heimat und unsere Lieben unterhalten und wir uns geschworen ha-

ben, Heimat und Volk gegen alle Feinde erfolgreich zu verteidigen. Noch niemals war ich wieder so gerne unter Kameraden wie jetzt. Ich bin wieder mit Leib und Seele Soldat, bereit für Volk und Vaterland alles zu opfern.

Wir liegen mit unserer 8,8-Flak-Batterie in Heydebek, einer Kleinstadt südöstlich von Breslau, und sichern ein großes Stahlwerk, in dem hauptsächlich Raupenkettens für Panzerfahrzeuge produziert werden. Es liegt hoher Schnee, es ist bitterkalt, der scharfe Ostwind lässt unsere Augen tränen, wer ohne Handschuhe versucht Geschützteile zu bedienen, bleibt fast kleben.

Tags zuvor hat unser Batteriechef einigen Kameraden und mir das Kriegsverdienstkreuz an die Uniform geheftet, denn wir hatten einen Luftangriff auf das Stahlwerk größtenteils verhindert und sogar neun russische Bomber abgeschossen. Zwei Tage und Nächte haben Russen und Amerikaner fast pausenlos versucht, uns und alles Leben ringsum zu vernichten. Manche Bombeneinschläge kamen verdammt nahe, aber wir hatten auch Glück, denn wegen unseres Sperrfeuers rund um das Werk herum warfen die Bomber meist ihre Bombenlast schon ab, ehe sie in die Nähe der Stadt kamen. Nachdem wir gegen Mittag auch noch zwei Aufklärungsflugzeuge der Amis vertrieben haben, kehrt bei uns Ruhe ein, eine gespenstische Ruhe, denn wir alle sind fertig. Nicht nur der fehlende Schlaf, auch die Angst stand noch jedem von uns im Gesicht. Ich habe mich einfach in eine stille Ecke verdrückt und meinen Tränen freien Lauf gelassen. Ich weiß nicht, wie viele Granaten ich mit meinen Wutausbrüchen in den Himmel geschickt habe, viel länger hätten meine Kameraden und ich diese körperlichen Strapazen nicht ausgehalten, von der nervlichen Belastung ganz zu schweigen – einfach mörderisch. Denn außer zwei Offizieren und einem Feldwebel vom Reichsarbeitsdienst, ist von uns Jungen noch keiner 17 Jahre alt. Was hatte der Führer in seiner Neujahrsansprache gesagt? Den übermächtig scheinenden Feind vernichtend schlagen, wo man ihn treffen kann? Nein, Zweifel kommen mir nicht, denn haben wir die Bomber mit ihrer tödlichen Last nicht in die Flucht geschlagen?

Die nächsten Tage sind sehr ruhig, keine Luftangriffe, nur in weiter Ferne ist manchmal so etwas wie Kanonendonner zu hören, mehr nicht. Wir beschränken uns auf das Warten der Geschütze und Übungen an den Funkmessgeräten zur Ortung von feindlichen Flugzeugen.

Dann auf einmal brausende Fluggeräusche. Greifen die Russen oder Amerikaner an und wir haben keinen Alarm? Schnell werden wir beruhigt, denn es sind unsere Flieger. Eine oder mehrere Staffeln JU 87-Stu-

kas, die sich, nicht weit von uns entfernt, mit ohrenbetäubendem Geheul auf feindliche Stellungen oder Panzer stürzen und ihre Bombenlast zielgenau abladen. Unsere Stukas fliegen mehrere Wellen und wir sind hellauf begeistert, wie sie den Russen einheizen.

Dass die Russen schon so nah sind, kommt uns gar nicht in den Sinn. Das Erwachen kommt aber sehr schnell. Aufgeregt zum Appell, russische Panzer sind trotz der Stukaeinsätze bei der Stadt Oels durchgebrochen und bewegen sich auf die Oder zu. In größter Eile werden unsere zwölf 8,8-Flakgeschütze auf Lafetten montiert. Mitsamt dem übrigen Gerät beginnen wir den Marsch auf das westliche Ufer der Oder, die dick zugefroren ist, also keine Schwierigkeiten für das schwere Gerät. Hier und da gibt es eine kleine Panne, aber gegen Mittag des folgenden Tages sind unsere Geschütze wieder gefechtsbereit. Es geht deshalb auch alles so schnell, weil unsere neue Stellung schon von Ostwallarbeitern und Volkssturmmännern vorbereitet worden ist. Mein Freund Gandhi und ich bringen unsere Pferdewerke, beladen mit unseren Habseligkeiten aus den Unterkünften, gut ans andere Ufer in das neue Quartier, das feucht und auch sehr kalt ist.

Als der erste Kanonenofen wieder brennt und seine Wärme ausstrahlt, sind die Strapazen der vergangenen Tage schnell vergessen. Meine Kameraden und ich geraten in Hochstimmung, als die Feldküche uns eine heiße Graupensuppe beschert. Brot ist auch noch reichlich da.

„Mensch Willy“, sagt Gandhi, „ich hau mich jetzt erst mal aufs Ohr“, und schon hat ihn der Schlaf gepackt.

Ich aber bin noch so aufgewühlt, dass ich meine, gar nicht schlafen zu können, aber es dauert nicht lang, da hat auch mich die Müdigkeit übermannt. Außer den Wachen im Gefechtsstand schläft alles.

Ist es noch hell oder schon wieder? Ja, schon wieder hell – und in diese Ruhe mischt sich Panzerkettengeräusch. Es kommt vom gegenüberliegenden Ufer, die ersten Russen haben es mit ihren Panzern erreicht. Gandhi ist schon draußen, er hat etwas zu essen organisiert. Kurz darauf muss ich mit den anderen Geschützführern zum Hauptfeldwebel Christmann, der uns die Lage und den Tagesbefehl erläutert, der besagt, dass wir die Russen so lange wie nur irgend möglich aufzuhalten haben.

Inzwischen haben noch andere Landser, die wohl auf dem Rückzug ihre Einheit verloren haben, bei uns Unterschlupf gesucht. Von ihnen erfahren wir, was für ein Durcheinander an der Front herrscht. Die Soldaten versuchen, möglichst schnell Richtung Westen dem Chaos zu entkommen; die Russen scheinen alles überrollen zu wollen. Ich kann das gar nicht glauben, denn wie hatte der Führer in seiner Neujahrsansprache uns allen

noch Mut und Zuversicht gegeben. Von neuen Wunderwaffen war die Rede und vom Bau eines Ostwalls, der die Russen aufhalten solle.

Mein Glaube an die Worte des Führers ist unerschütterlich. Ich streite mich mit den geflüchteten Landsern und halte ihnen Fahnenflucht vor. Ich werde belächelt, belächelt wegen meiner jugendlichen, von der Hitlerjugend geprägten Verblendung.

Als gegen Abend Freiwillige für einen Spähtrupp hin zum anderen Ufer gesucht werden, um zu erkunden, in welcher Stärke die Russen den Durchbruch geschafft haben, melden Gandhi und ich uns natürlich sofort. Wie haben wir doch die Berichte der Kriegsberichterstatter geradezu verschlungen, die von Heldentaten der Stoß- und Spähtrupps berichteten und wir haben in der Hitlerjugend diese geschilderten Unternehmungen bei Geländespielen nachgespielt.

Dies wird für uns nun Wirklichkeit, das ist doch was, da können wir unseren Mut beweisen! „Nun geht’s richtig los!“, ruf ich Gandhi zu, der schon Schneehemden und weiße Stahlhelme besorgt hat.

„Kannst du dich noch an das Heft „Auf Spähtrupp in Karelien“ erinnern? So machen wir das jetzt.“

„Wenn alles klappt, dann kriegen wir sicher auch das EK I“, sage ich stolz. „wir werden es den Iwans schon zeigen.“

Ein Unteroffizier, der sich auch unserer Batterie angeschlossen hat und schon das EK I und die Nahkampfspange hat, vergattert uns beide, nur genau das zu tun, was er für richtig und sinnvoll erachtet. Er weiht uns kurz in die Handhabung der Maschinenpistolen ein, die wir vorher zwar gesehen, mit denen wir aber noch nie geschossen haben.

Schneehemden übergezogen, mit dem Koppel festgezurrt, MP umgehängt, Stahlhelm auf und los geht’s. Die Nacht ist schwarz, nur der Schnee erhellt das Gelände.

„Ob das wohl gut gehen wird?“, meint Gandhi auf einmal.

„Wir haben doch unseren Uffz. bei uns, der kennt sich aus.“

„Ja Jungs, wir kommen schon heil wieder nach Haus. Schlapp gemacht wird nicht.“

Wir alle nennen meinen Freund Gandhi. Gandhi heißt in Wirklichkeit Walter und erinnert wegen seines hageren Aussehens und seiner Ausdauer und Zähigkeit an den indischen Freiheitskämpfer. Gandhi ist mein bester Freund, ich liebe ihn wie einen Bruder.

Je näher wir an das andere Ufer kommen, desto stiller werden wir. Mit jedem Meter, den wir nun fast kriechend dem Ufer näher kommen, wächst unsere Anspannung und auch meine Angst. Jedes Geräusch lässt den Puls

höher schlagen, das Herz klopft laut, jeder Schlag schnürt den Hals fast zu, trotz eisiger Kälte bin ich in Schweiß gebadet. Und mit welchem Eifer, mit welcher Unbekümmertheit hatten wir uns freiwillig zu diesem Spähtrupp gemeldet. Das Ufer ist erreicht, wir versuchen, die Uferböschung hinauf zu kriechen, die MP ist im Weg, der Stahlhelm rutscht ins Gesicht, das Schneehemd verheddert sich an einem Ast. Wir verständigen uns nur noch mit Zeichen.

Da, die ersten fremden Stimmen, die ersten russischen Laute. Was weiß ich eigentlich von den Russen? Sehr wenig eigentlich, nur dass sie Menschen der untersten Klasse sind. Verhasste Bolschewisten, Untermenschen ohne Kultur. Der Himmel ist dicht wolkenverhangen, fast schwarz, meine Augen haben sich daran gewöhnt, der weiße Schnee reicht zur Orientierung. Der uns führende Unteroffizier schleicht sich bis nah ans erste Gehöft und winkt uns nachzukommen. Gemeinsam robben wir weiter und übersehen in der Dunkelheit fast einen russischen Panzer, drohend zeigt sein Geschütz in unsere Richtung. Das Herz scheint sich zu überschlagen, panische Angst steigt in mir hoch, eiskalt läuft mir ein Schauer nach dem anderen über den Rücken. Aus dem Bauernhaus stürzen plötzlich laut lärmend russische Soldaten heraus, sind sturzbesoffen. Gott sei Dank, so haben wir eine Chance, nicht gleich bemerkt zu werden, denn sie torkeln mehr, als dass sie laufen, sie sind nur herausgekommen, um ihre Blase zu leeren.

Ich habe Angst, mein lautes Herzklopfen könnte uns verraten, ich wage kaum zu atmen, regungslos liegen wir fest an den Boden gepresst, um sich wohl instinktiv zu verstecken. Die Russen kommen und gehen. Wie lange liegen wir hier schon? Zehn Minuten oder zwanzig oder länger? Ich weiß es nicht. Die angsterfüllten Augen unseres Uffz. machen mich fast hoffnungslos. Hat er uns nicht von seinen vielen Fronterlebnissen erzählt, als er für seinen Mut das EK I bekam und mit der Nahkampfspange ausgezeichnet wurde? Als die Grölerei der Russen besonders laut ist, wage ich auf meine Armbanduhr zu gucken, es ist gleich Mitternacht. Unser Uffz. hat eine bessere Deckung für uns ausgemacht und wir wagen, gebückt dorthin zu rennen. Es klappert, auch wenn mein Herz wie wild rast. Ganz trocken ist mein Mund, mit etwas Schnee mache ich meine Lippen nass. Von dieser Stelle haben wir einen besseren Blick und wir trauen unseren Augen nicht. Panzer, Geschütze, Lastwagen und Russen, Russen und nochmals Russen. Woher kommen die nur alle?

Bis zum nächsten Haus sind es zwanzig, vielleicht dreißig Meter, da wollen wir hin. Es gelingt, ohne die Russen auf uns aufmerksam zu machen. Aber hier ist bald der Teufel los. Eine Horde volltrunkener russi-

scher Soldaten, angeführt von einem Balalaikaspieler, tanzt und springt auf das Haus zu. Russische Wachposten sind nirgendwo auszumachen. Tanzen und Wodka saufen, sehen so unsere Gegner aus?

Wir werden etwas sorgloser, die Russen können uns in unserer Tarnung doch gar nicht sehen und dazu noch dieses gute Versteck mit dem hervorragenden Ausblick. Wir sprechen sogar leise und machen uns auf den Weg zurück zum Ufer der Oder. Umsichtig späht unser Uffz., den sichersten Weg zu finden; wir erreichen die Uferböschung, und wie ein Schlag aus heiterem Himmel zischt MG-Feuer über unsere Köpfe. Die ganze Gegend gerät in Unruhe, die Schießerei hört auf, dann MP-Feuer, aber weiter weg, was soll das? Wir kleben buchstäblich auf dem Eis, Angstschweiß bis in das Schneehemd! Ich kann nicht mehr denken, nur raus hier, weg von hier, ich will leben.

Marek bemerkt Gandhis und meine Angst und beruhigt uns. Seine langjährige Fronterfahrung kommt uns zugute, er weiß genau, was wann und wie zu tun ist, und Gandhi und ich vertrauen ihm blind. Wir springen einzeln weiter, die Abstände wählt unser Uffz. Wie breit ist denn hier die Oder? Es dauert eine Ewigkeit, bis wir endlich unser Ufer erreicht haben und uns in den knietiefen Schnee schmeißen. Ein Weinkrampf schüttelt mich, Gandhi geht es nicht anders und Marek?

„Heult euch nur aus. Ihr habt es euch redlich verdient.“

Wir schleppen uns in unsere Batteriestellung und melden uns beim Batteriechef. Unteroffizier Marek macht seine Meldung über die Zahl der Panzer und Geschütze und das Verhalten der Russen. Gandhi und ich dürfen abtreten und trotten in unseren Unterstand. Wir werden mit Hallo von unseren Kameraden empfangen, die Schießerei im Dorf hat auch sie geweckt und sie befürchteten, man hätte uns erwischt. Ich soll erzählen, aber ich will nur auf mein Reisigbett, will schlafen, will nichts essen oder trinken, will auch kein EK I, ich will die Nacht vergessen, die Angst loswerden. Grausame Todesangst hat mich erfasst. Erschöpft fallen mir meine Augen zu, werde wieder wach und merke, wie ich hemmungslos weine. Ich denke an meine Eltern, an meinen Bruder, der schon seit vielen Monaten als SS-Soldat bei der SS-Division Wicking an der Ostfront kämpft. Oder muss man als Sanitäter nicht kämpfen? Vielleicht treffe ich ihn? Ich bin gar nicht mehr so stolz auf meinen richtigen Soldatenrock. Irgendwie schlafe ich wieder ein, durch einen Angriff der Russen werde ich geweckt. Nach der Spähtrupp-Nacht wollte man Gandhi und mich wohl schlafen lassen.

Inzwischen sind noch mehr deutsche Landser in unsere Stellung gekommen. Ich verstehe es immer noch nicht, dass diese Soldaten nicht in

ihren Stellungen geblieben sind, um die Russen aufzuhalten, zu schlagen und fertig zu machen. Auf meine Fragen erhalte ich nur mitleidiges Lächeln. Sie haben wohl Mitleid mit meinem unerschütterlichen Glauben an den Führer.

Diesen Angriff und noch einige mehr schlagen wir ab, wir beschränken uns auf ganz wenige Schüsse, nur gerade so viel, dass die Russen weder mit ihren Panzern noch mit ihren Soldaten über die Oder kommen können. Auch des Nachts sind wir mit unseren Geschützen auf der Hut, aber unsere Situation wird immer bedrohlicher. Denn als Ladekanonier und Munitionswart, der an sich nur die ordnungsgemäße Lagerung der Granaten und deren Pulvertemperatur zu prüfen hat, habe ich einen guten Überblick über unseren Munitionsbestand. So klein war er noch nie, der Nachschub bleibt aus und langsam dämmt es uns: auch wir sind mittlerweile eingeschlossen – der Iwan ist an einer anderen Stelle schon über die Oder marschiert.

Wir verteidigen uns weiter. Auch die Russen versuchen uns mit ihrer Artillerie zu beharken, Gott sei Dank schießen sie sehr ungenau, entweder zu kurz oder zu weit, wir haben verdammt viel Glück. So wird auch das dicke Eis der Oder zerschossen und eines Nachts versuchen die Iwans, eine Ponton-Brücke über die Oder zu bauen. Unser Chef lässt sie fast bis über die Mitte des Flusses kommen, zwei, drei Schüsse und der ganze Spuk ist vorbei. Ein, zwei Nächte später wagen die Iwans einen erneuten Versuch, wir lassen sie gewähren. Bis kurz vor die Uferböschung schaffen sie es, dann beenden ein paar Flakgranaten diese Aktion. Was die Iwans nicht wissen – wir haben nur noch ganz wenige Granaten, wir haben selbst die verschossen, die eigentlich nicht hätten verschossen werden dürfen, da sie aus einer Serie stammen, die Rohrkrepierer verursacht hatten, sogenannte Sabotagemunition.

Inzwischen haben uns unsere beiden Offiziere verlassen, abkommandiert an einen anderen Frontabschnitt, unser Spieß hat nun das alleinige Kommando.

Es gibt kaum noch etwas zu essen, Brot, Käse in Dosen und Kunstthonig sind noch da und jede Menge Alkohol, woher kommt dieser viele Alkohol? Die Iwans saufen doch nur, wir doch nicht – oder doch?

Die aufgenommenen Landser sind ja schon längst in der Überzahl und was liegt näher, als dass auch wir jungen „Kämpfer“ es den alten Haudegen gleichtun und einfach den Schnaps probieren. Ich hatte noch nie Alkohol getrunken und plötzlich sieht alles viel besser aus, die Welt ist nicht mehr nur grau und trostlos. Der Katzenjammer am nächsten Morgen ist schlimm, am liebsten wäre ich gestorben, so schlecht ist mir, aber ein